

Feuilleton.

Nach der Kriegserklärung.

Niemand, der diesen Abend und diese Nacht nicht hier erlebte, hat diese Stadt gekannt. Da haben wir unser ganzes Leben in ihr zugebracht, und wußten nicht, wie hart, wie männlich entschlossen, wie leidenschaftlich sie sein könne. Sonst spotteten wir über sie, klagten, mißtrauten ihrer Kraft. Dann aber kamen jene Tage, in denen Wien plötzlich sich vor den großen Ernst gestellt sieht, das Lächeln erstarb, und nun erblickten wir es auf einmal gewandelt, voll Vertrauen, voll Eifer, voll Ungeduld. Und was dabei so einzig, so durchaus wienerisch ist, das steckt darin, daß die feierlichsten Augenblicke sich doch eigentlich so unpathetisch präsentieren, daß das Volk in seiner Satursunde lebenswürdig und einfach bleibt. Wie eine Riesennoge brandet die Masse über die imperiale Ringstraße, sammelt, vereinigt sich, von all den Seitenstraßen wimmelt es herbei, dem Hauptstrom sich zuwälzend. Man wird mitgerissen, wohin man blickt, dehnt sich unabschbar die Menge, es ist, als ballte sich ganz Wien hier zusammen. Und durch alle diese Männer, Frauen, Kinder geht ein gemeinsamer Wille und Gedanke. Hergeführt sind sie durch keinen Ruf, durch keine Verabredung, sondern durch den stürmischen Antriebe des Augenblicks. Der Krieg ist erklärt! Dies haben sie eben erfahren, und obwohl keiner mehr zweifelte, so glüht doch in allen das Verlangen zu zeigen, daß sie begreifen, was der Augenblick für Wien

und Oesterreich bedeute. Was sie sonst nie zeigten, was sie als selbstverständlich in sich bargen, dies Bekenntnis zu Oesterreich, es ist ihnen nun ein heißes Verlangen. Oesterreich... galt es nicht sonst bloß wie ein politischer oder staatlicher Begriff? Nun ist es lebendig geworden, in der Stunde des Entschlusses und der Gefahr spüren sie jetzt, daß sie Oesterreicher sind. Und wie ein Aufatmen ist's, daß das Jagen und Schwanken vorbei ist. So lange waren wir gebuldigt und geduckt, ließen uns verhöhnen und als arbeitslose Schwächlinge behandeln, die nichts wagen dürfen. Jetzt erst merkt man, wie tief jenes mangelnde Selbstvertrauen den Stolz der Menschen hier verletz hat. Man hört herum, und überall begegnet man diesem Gefühl. Ost wird es in ungelassen, in unsicheren Worten ausgedrückt, aber die Empfindung ist stets die gleiche, glüht stark auf: Wir mußten uns schämen und nun müssen wir uns nicht mehr schämen! Die Tat steht vor uns! Also sind wir doch auch wer, können nun zeigen, was wir vermögen. Jetzt haben wir Rechenhaft zu legen, was Wien, was Oesterreich bedeutet.

Oesterreich! In einem ganzen Leben konnte man so oft das Wort nicht hören, wie in dieser unvergeßlichen Nacht. Gleich einer Entdeckung kommt es über die Menge, die bisher in Parteien, in nationale Gruppen sich teilte, in der Enge ihres Lebens stand und nun ihre eigene Beziehung zur Geschichte erst ahnt. Die frommen Klänge des Kaiserliedes, das bezeichnend genug für das patriarchalische Verhältnis bei uns die Volkshymne heißt, drängen sich immer mächtiger, unwillkürlicher vor. Wie ein Gelöbniß steigt es zum blauen Nachthimmel auf. Und

wieder „Hoch Oesterreich! Hoch Kaiser Franz Josef! Hoch Deutschland! Heil Kaiser Wilhelm!“ Und dann das gute, treuherzige alte Soldatenlied vom Bringen Eugen, der „eine Bruden“ schlugen ließ, „daß er konnt' hinüberucken“, um „dem Kaiser Stadt und Festung Belgrad“ zu gewinnen. Und das Lied vom guten Kameraden, das „en Deutschen“ gilt. Da tönt die „Wacht am Rhein“, vor Jahren noch ein verpöntes Lied. Damals hätten die Polizisten nicht so ruhig und beifällig daneben gestanden, wenn sie angetimmelt wurde. Nun aber ist es nur eine Form, das große, gemeintame Gefühl zu äußern.

Und so oft eine Uniform sichtbar wird, ist es wie ein Aufjauchzen, ein Fahnenackwinken, ein Wehen mit den Hüften. „Hoch die Arme!“ Man salutiert dem Hocke des Kaisers, und die Arme, die diesem friedlichen Volk sonst eben nur ein Verus wie andere, kaum ein unsicherer war, sie wird nun als das erkannt, was sie in Wahrheit ist: die Hoffnung und das Vertrauen eines großen Volkes. Die Soldaten sind bei solch stürmischer Begrüßung oft verlegen, der Sinn für Feiersichtigkeit geht den braven Mürschen oft ab, aber dies spüren sie, daß hier das Vertrauen ihnen winkt, die Liebe und der Stolz sie grüßen. Einer spricht gerade mit seinem Mädchen, die beiden sitzen in der Trambahn, die im Gewühle stecken bleibt. Seine Uniform wird bemerkt, und der Jubelruf von Hunderten. Laufenden schritt durch die offenen Fenster zu ihm hinein. Zuerst bepreißt er gar nicht recht, daß er ihm gilt, dann schrickt er auf, wird dunkelrot und ganz hilflos, so viele Arme strecken sich ihm brüderlich durch das offene Fenster entgegen, so gewaltig und erschreckend ist die Macht dieser